

**Zeitschrift:** Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

**Herausgeber:** [s.n.]

**Band:** 20 (1978)

**Rubrik:** Bündner Chronik

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 05.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Bündner Chronik

## Allgemeines und Politisches

von Fridolin Bargetzi

### *Panem et circenses!*

Die Skala ist wohlbekannt: Wirtschaftsboom — Wohlstand — Rezession — Redimensionierung — Krise! Glücklicherweise steht «Rezession» an erster Stelle der degressiven Bezeichnung für den Rückgang der Hochkonjunktur. Von Krise wagt heute doch keiner zu sprechen, weil er weiß, daß noch zuviele Zeitgenossen leben, die in den dreißiger Jahren erfahren haben, was es bedeutet, mit einer richtigen Krise zu leben, und die sich einfach keine Träne abringen können, wenn sie von den heutigen Arbeitslosenziffern in der Schweiz und insbesondere in Graubünden lesen.

Wollen wir uns in Satire üben? — Bitte: Es geht uns schlecht! So steht es doch zum Beispiel am Montag unter «Wirtschaftsmeldungen» in der Zeitung. Nur greift sich der geneigte Leser bei der Lektüre solcher Meldungen an den Kopf, wenn er sich daran erinnert, wieviele Wagen mit dem Kennzeichen CH am Sonntag an seinem Hause vorbeigeflitzt sind und wenn er am Dienstag in der Zeitung den großen Titel in Fettdruck liest: Der Tourismus hält der Rezession die Stange!

Aber weil alle glauben, es gehe schlecht, so geht es eben schlecht. Und wer ist schuld daran? — Die Behörden selbstverständlich! Die kantonalen Parlamente und Regierungen können zwar aufatmen, denn die Schuld liegt eindeutig in Bern, bei Bundesrat und Parlament. Da wollte der Bundesrat zum Beispiel mit einem Konjunkturartikel die Wirtschaft etwas in den Griff bekommen, um auf unserer Skala nicht auf die Krise hinunterzusteigen. Das wäre noch! Dirigismus! Der Bund soll allerdings die Wirtschaft ankurbeln, mit Geld

natürlich, nicht mit sonstiger Einmischung. Der Bund soll selber sehen, woher er das Geld nimmt. Die Schweizer Banken zum Beispiel haben doch viel Geld. Soll er es dort holen! Aber verschulden darf er sich nicht! Da stand im abgelehnten Konjunkturartikel aus alter Zeit auch etwas über Abschreibungen. Diese bilden einen ganz verschämten Teil des cash-flows der Betriebe und haben einen winzigen Einfluß auf das Steuersubstrat. Was hat sich aber der Bundesrat mit Abschreibungen zu befassen? — Im neuen Konjunkturartikel steht denn auch nichts mehr davon.

Da ist dann jemand auf die Idee gekommen, eine Mehrwertsteuer einzuführen. Diese Steuer hätte es zwar ermöglicht, in der Belastung der Konsumgüter eine gerechte Verschiebung zwischen Wenigerbegüterten, die weniger ausgeben, und Mehrbegüterten, die mehr ausgeben, herbeizuführen. Aber ein freier Schweizer läßt sich nicht damit drohen, daß die Finanzierung verschiedener Aufgaben des Bundes nicht gesichert sei, und stimmt nein. So leicht soll der Bund sein Geld nicht verdienen!

Der Bürger will auch heute wie die alten Römer *panem et circenses*, Brot und Vergnügen. Die Tiber-Städter riefen dazu noch aus: *videant consules, ne quid res publica detrimenti capiat*: Mögen die Konsuln sorgen, daß der Staat nicht Schaden nimmt! Ebenso macht man es heute. Panem! Ja, Brot haben wir, nur wird es mit oder ohne Mehrwertsteuer wahrscheinlich etwas teurer. Und *circenses*? Das ist der Plural von Zirkus. Basta! Unsere Konsuln sollen also sehen, daß alles klappt. Und es wäre ja so einfach, sicher genau so einfach wie der Umstand, daß die Teuerung in der Schweiz fast nicht

ins Gewicht fällt. Aber das wird Zufall sein, genau wie es wahrscheinlich Zufall ist, daß in anderen Ländern bis über zehnprozentige Teuerung herrscht.

Arme Behörde! — Da gibt es nur einen Rat: bei Cäsar von Arx Verrat von Novara nachlesen, daß man es, wie man's auch macht, nicht richtig macht!

Doch genug der Satire, die zu schreiben zwar auch einem Chronisten in der Hitze des hohen Sommers erlaubt sein muß. Steigen wir in die Bündner Politik ein; Schweizerisches möge andernorts geschrieben werden.

### *Des Gesetzgebers Solon Nachfahren*

Eines haben die Schweizerische Eidgenossenschaft und der Kanton Graubünden gemeinsam, beide sind Demokratien, direkte Demokratien. Jeder Schweizer und jeder Bündner ist ein kleiner Athener Solon, jeder gibt sich seine Gesetze selber. Und was dem Schweizerbürger nicht paßt, das gibt es einfach nicht. So hat die Schweizer Stimmbürgerschaft im Jahre 1976 von zehn Vorlagen deren sieben abgelehnt. Nicht alle freilich zu Unrecht, denn der Schweizer Solon hat auch das politische Vorrecht, auf dem Wege der Initiative alles Mögliche und Unmögliche zu begehrn, worüber in der direkten Demokratie eben abzustimmen ist. Da war der Bündner Souverän mit seinen Behörden gnädiger, denn von sieben kantonalen Vorlagen hat er nur deren zwei abgelehnt.

Übrigens haben die Bündner am ersten Maisonntag 1977 ihre Legislative, den Großen Rat, neu bestellt. Wenn in der Chronik zum Bündner Jahrbuch vor zwei Jahren zu lesen stand, daß die damaligen Großratswahlen keinen Erdrutsch gebracht hätten, daß es für die Parteien eber einmal auf und einmal ab gehe und daß der Berichterstatter schon ganz

andere Sitzverteilungen gesehen habe, so kann dies getrost wiederholt werden. Die Demokratische Partei zählte nach den Wahlen von 1973 38 Mitglieder, ging dann 1975 auf 42 Mandate und eroberte 1977 noch einen Sitz, so daß sie gegenwärtig über 43 Sitze verfügt. Der CVP gehörten 1973 43 Ratsmitglieder an. Sie verlor 1975 vier Mandate und gewann 1977 deren zwei zurück, so daß sie heute 41 Sitze innehat. Die Freisinnige Fraktion zählte 1973 und 1975 je 31 Mitglieder und verfügt nach den vergangenen Maiwahlen noch über 27 Mandate. Der Sozialdemokratischen Fraktion fielen 1973 acht, 1975 sieben und 1977 wiederum acht Sitze zu. Seit 1975 ist ein Mandat durch den Landesring der Unabhängigen besetzt. Im Amtsjahr 1975/1976 leitete Gian Mohr den Großen Rat, worauf für 1976/77 der bisherige Vizepräsident Dr. Hermann Saurer, Andeer, mit dem hohen Amt des Standespräsidenten betraut wurde. Seit Mai 1977 ist Aluis Giger aus Disentis/Mustér Standespräsident.

Vom September 1976 bis zum August 1977 wurden die Bündner Stimmberchtigten zweimal *an die Urnen gerufen*, um über drei kantonale Vorlagen abzustimmen.

Am 26. September 1976 hat das Bündnervolk mit 15 558 gegen 13 548 Stimmen einer Ergänzung von Art. 19 der Kantonsverfassung zugestimmt. Gemäß diesem Artikel hat der Große Rat jährlich eine zur Deckung des jeweiligen Defizites nötige Steuer auf Grund des Steuergesetzes festzulegen. Mit der neuen Verfassungsbestimmung hat das Bündnervolk nun die Möglichkeit geschaffen, vorübergehend auf Steuererhöhungen zu verzichten, wenn größere Defizite des Kantons im Zusammenhang mit Maßnahmen des Bundes zur Förderung einer ausgeglichenen konjunkturellen Entwicklung und zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit stehen.

Am gleichen Tag haben die Bündner Stimmberchtigten ein neues kantonales Steuergesetz mit 19 484 gegen 11 369 Stimmen abgelehnt.

Am 13. März 1977 hat der Bündner Souverän eine Änderung des kantonalen Gesetzes über das Wandergewerbe

und die Spiel- und Filmpolizei genehmigt, mit welcher die Aufstellung von Spielautomaten mit Geld- oder Warengewinn im ganzen Kantonsgebiet verboten worden ist. Gegen die zugleich beschlossene Übergangsbestimmung, nach welcher bereits aufgestellte Spielapparate innert drei Monaten zu entfernen seien, rekurrierten Vertreter der interessierten Branche beim Bundesgericht, welches die Beschwerde jedoch abwies. Die Regierung hat hierauf verfügt, daß sämtliche Apparate dieser Art bis Ende August außer Betrieb zu setzen seien.

Im gleichen Zeitraum sind den schweizerischen und damit auch den bündnerischen Stimmberchtigten zehn Vorlagen zum Entscheid unterbreitet worden, davon nicht weniger als fünf Initiativbegehren. Am 25. September 1977 wird wiederum über drei Initiativen und über zwei weitere Bundesbeschlüsse abzustimmen sein, wobei einer Initiative noch ein Gegenvorschlag der Bundesversammlung gegenüber stehen wird. Ob da das Modewort von der Überforderung des Bürgers nicht doch langsam an Bedeutung gewinnt? Gewiegte Politologen sind sogar der Ansicht, daß nur schon die Information des Stimmbürgers die Kräfte von Parteien, Medien, Parlamentariern und Behörden überfordere. Vielleicht sollte man doch die Unterschriftenzahl für die Verfassungsinitiative beim Bund erhöhen. Man könnte es, nämlich am 25. September 1977 bei der Abstimmung über den bezüglichen Bundesbeschluß. Wer übrigens glaubt, mit der direkten Demokratie sei alles in bester Ordnung, führe sich vor Augen, daß die Stimmberchtigung an eidgenössischen Volksabstimmungen im Jahre 1930 noch gegen 75 Prozent betragen hat und seither unter 40 Prozent gesunken ist, so daß hinter Mehrheitsbeschlüssen des Schweizervolkes immerhin nur noch Minderheiten von 20 bis 30 Prozent der Stimmberchtigten stehen.

*Die Bündner Regierung* steht 1977 im dritten Jahr der laufenden Amtsperiode; 1978 werden Neu- und Wiederwahlen stattfinden. 1976 amtete Tobias Kuoni als Regierungspräsident, und 1977 steht der

damalige Vizepräsident Dr. iur. Giacomo Giusep Casaulta an der Spitze der Regierung, während Regierungsrat Jakob Schutz Vizepräsident ist.

#### *Die Sorgen der Landwirtschaft*

Wenn ein Agronom künftig die Geschichte der bündnerischen Landwirtschaft schreibt, so wird er 1976 als das Dürrejahr bezeichnen. Die Trockenheit des vergangenen Sommers ließ denn auch nichts Gutes ahnen, aber zum Glück hat sie sich doch nicht zur Katastrophe ausgewirkt. Freilich hat auch der Landwirt seinen Tribut an Rezession und Redimension bezahlt. Der Preisindex landwirtschaftlicher Erzeugnisse sank in diesem Jahr um fast ein halbes Prozent, und die Preise für die Produktionsmittel sind angestiegen. Das bewirkte eine Abnahme der landwirtschaftlichen Kaufkraft.

Die Bündner Herbstmärkte 1976 sind im gesamten befriedigend verlaufen. Exportiert wurden 841 Rinder, 235 Kühe und 8 Stiere. Der Ausmerzaktion wurden 6274 Tiere übergeben, und die sogenannte Entlastungsaktion übernahm 471 Rinder.

Die künstliche Besamung wirft auch auf Graubünden ihre Schatten. Wurden 1975 noch 193 Stiere am kantonalen Zuchttiermarkt aufgeführt, so waren es 1976 nur noch 158, allerdings immer noch 17 mehr als 1974. 148 Stiere konnten in der ersten Klasse prämiert und als herdebuchberechtigt anerkannt werden.

1976 bestand eine große Nachfrage nach Investitionskrediten für landwirtschaftliche Neubauten, Gebäudeerneuerungen und Strukturverbesserungen im Tal und in Alpen, welche über die Landwirtschaftliche Kreditgenossenschaft vermittelt wurden.

Auf dem Sektor der Tierhaltung blieb die Entwicklung konstant, waren 1976 doch bei 211 Viehzuchtgenossenschaften 28 724 Tiere im Zuchtbuch eingetragen, während 1975 212 Genossenschaften mit 29 270 eingeschriebenen Tieren bestanden.

#### *Rauhe Zeiten für die Bahnen*

Die bündnerischen Kämpfen des ersten Vierteljahrhunderts für ein Automobilverbot in Graubünden sind heute wenigstens in einem Punkt re-

habilitiert, indem der Bahnverkehr auf weiten Strecken doch ein Opfer der Straße geworden ist. Trotz der Einstellung des Verkehrs auf der Strecke Bellinzona—Mesocco kämpft die Rhätische Bahn mit roten Zahlen. Bei etwas geringeren Ausgaben für das Personal, aber bei größerem Sachaufwand und höheren nicht aktivierbaren Bau- und Erneuerungskosten und fast gleichbleibenden Abschreibungen gegenüber 1975 steht der gesamte Aufwand der Bahn 1976 mit 95,6 Millionen Franken zu Buch. Ihm stehen ein Verkehrsertrag von 67,0 Millionen und Einnahmen aus den Nebenerträgen, worunter zum Beispiel die Entschädigung des Bundes für die gemeinwirtschaftlichen Leistungen fallen, in der Höhe von 19,5 Millionen, total also 86,5 Millionen Franken, gegenüber, so daß der Überschuß des Betriebsaufwandes 9,1 Millionen Franken ausmacht. Das ist wohl etwas über eine Million Franken weniger als 1975, kann aber die Sorgen nicht verscheuchen, und es bedeutet auch einen schwachen Trost, daß die Rechnung viel besser abgeschlossen hat als der Voranschlag 1976.

#### *Ferienparadies Graubünden*

Die Bündner Hotellerie vereinigt auf sich rund 19 Prozent aller Übernachtungen in den Hotels und Kurbetrieben der Schweiz. Das dürfte Beweis dafür sein, daß unser Kanton seiner Naturschönheiten wegen geschätzt wird und die Qualität der Hotelangebote gut sein muß. In der Wintersaison 1975/76 wurden 3 452 222 und im Sommer 1976 2 556 562, total also 6 008 784 Logernächte verzeichnet. Trotz der so groß geschriebenen Rezession und trotz Währungsschwierigkeiten ist die Frequenzzahl gegenüber dem Vorjahr nur um rund drei Prozent zurückgegangen. Das war sicher erträglich. Daß aber die Übernachtungsstatistik für die Wintersaison 1976/77 gleich wieder eine Zunahme um drei Prozent verzeichnet hat, ist mehr als erfreulich. Die eingangs im vorliegenden Bericht zitierte Überschrift, «Der Tourismus hält der Rezession die Stange», dürfte also so falsch gar nicht sein. Allerdings ist nicht zu

übersehen, daß die wirtschaftliche Lage der Hotellerie nicht einzig von der Besucherzahl abhängt. Bekanntlich ist heute insbesondere der ausländische Gast angesichts der bestehenden schwierigen Währungspolitik preisbewußter geworden. Und wenn die Erträge der Gastbetriebe schmäler sind, so trifft das auch das von ihnen abhängige Gewerbe. Die vergangenen zwei Jahre haben aber gezeigt, daß die Hotellerie gute Chancen hat — ein qualifiziertes Ferienangebot unter Anpassung an veränderte Gegebenheiten vorausgesetzt.

#### *Der Staat als ausgleichende Kraft*

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte einer sich bemüßigt fühlen, die Notwendigkeit des Bestehens und des guten Funktionierens einer staatlichen Ordnungsmacht zu beweisen. Auch der Kanton Graubünden hat als Gliedstaat der schweizerischen Eidgenossenschaft die vornehme oberste Pflicht, für das Wohlergehen seiner Bürger und für einen Ausgleich zwischen den verschiedensten Interessen zu sorgen. Ohne die nötigen Mittel kann er dies jedoch nicht tun.

Hat Graubünden überbordet? — Da sind einige Zahlen: Unter Abzug der Beiträge von Bund und Gemeinden sowie der Entgelte für gute Dienste des Kantons hat dieser im Jahre 1976 netto zum Beispiel 37,2 Millionen für die Straßen, 25,8 Millionen für Spitäler, 39,0 Millionen für die Volksschulen, 10,2 Millionen für das berufliche Bildungswesen, 25,3 Millionen für die Mittelschulen, 1,6 Millionen für den Wohnungsbau, 23,9 Millionen für die soziale Wohlfahrt, 15,0 Millionen für die Landwirtschaft und 18,1 Millionen für Polizei und Feuerwehr aufgewendet. Im ganzen betrugen die Bruttoausgaben 748,6 Millionen Franken, während sich die Bruttoeinnahmen auf 738,1 Millionen Franken beliefen. Der Aufwand für die Behörden und die Verwaltung betrug netto 19,1 Millionen Franken.

Spätestens bei den jüngsten Auseinandersetzungen um die Einführung der Mehrwertsteuer mit ihren Diskussionen um das Ausmaß der Tätigkeit des Staates und deren Finanzierung hat sich herauskristallisiert, daß es für die einen zuviel und für die an-

deren zuwenig Staat gibt. Wie weit der Ausbau des Sozialstaates gehen soll, darüber mag man sich streiten. Daß im modernen Begriff des Staates aber nicht nur seine Herrschaftsgewalt, sondern auch seine Sorge für die Wohlfahrt der Bürger, also das soziale Moment, hineinzuinterpretieren ist, das wird wohl niemand bestreiten.

Mächtig erscholl der Ruf nach Einräumung der Staatsintervention und damit nach Abbau der Ausgaben des Staates. Dem Manne, der solches begeht, könnte eigentlich geholfen werden. Man könnte zum Beispiel die kantonalen Bauämter stutzen, was gleichzeitig weniger Ausgaben für den Straßenbau, aber eben auch Einschränkung des Straßenbaues und weniger Arbeit im Baugewerbe bedeuten würde. Man könnte den Polizeiapparat abbauen. Damit gäbe es freilich keine Konfrontation mit der Polizei mehr, dafür aber auch weniger Kriminalpolizei und weniger Verkehrspolizei, was wohl mehr Betrieb zu finsterer Nachtstunde brächte und mit mehr Verkehrstoten bezahlt werden müßte. Oder man könnte die Ausgaben für die soziale Wohlfahrt kürzen. Nur gibt es auch Bürger auf der Schattenseite des Lebens. Oder man könnte die Aufwendungen für die Gerichte reduzieren. Dann wäre man freier! Aber es gibt nicht nur Strafgerichte, sondern auch Zivil- und Verwaltungsgerichte, die zwischenmenschliche Schwierigkeiten schlichten und vermögensrechtliche Auseinandersetzungen entscheiden. Will man wirklich Geld sparen und dafür auf die ausgleichende Tätigkeit des Staates und auf Ruhe und Ordnung verzichten?

Am zurückliegenden 1. August hat das ganze Schweizervolk die Erinnerung an die Entstehung des Bundes der alten Eidgenossen gefeiert. Damit hat es sich zu seinem Staat bekannt. Und dieser Staat, der es seinen Bürgern in den vergangenen Jahrzehnten, ja sogar Jahrhunderten, ermöglicht hat, sich in leidlichem Wohlstand aus mörderischen Zwistigkeiten der näheren und ferneren Nachbarn herauszuhalten, scheint den meisten ein Opfer, sogar ein großes Opfer wert.

## Aus dem Bündner Kunstleben

*Ausstellungstätigkeit im Bündner Kunstmuseum*

von E. A. Ribi

Wenn wir uns die Reihe der gehörten Ausstellungen in der Villa Planta vom Herbst 1976 bis Sommer 1977 in Gedanken an uns vorbeiziehen lassen, sind die Vielfältigkeiten so gestreut, daß es schwer hält, diese in den Griff zu bekommen.

Und trotzdem scheint es mir günstig eine Aufzählung einmal zu wagen, um vielleicht auf die Ausgewogenheit der Akzente hinzuweisen. Einer Ausgewogenheit, der man auch, bei etwas hellerem Licht, Komproßbereitschaft nachsagen könnte.

Denn auch hier, und vielleicht gerade in ausgesuchtem Maße hier, scheinen schon auf den ersten Blick die Schwierigkeiten ins Unermeßliche zu wachsen. Die einfachen Möglichkeiten sind vorbei, wo der Hunger nach Kunst eine Andächtigkeit aufkommen ließ, so daß meist der Eintritt in die «Hohen Räume» genügte, um leiser zu treten und jedes laute Wort durch einen Blick eines mächtigen Herrn erstarrt.

Damals machte der Vorsteher (oder auch Konservator) Kunst, und man hatte es zu würdigen — oder fernzubleiben. Heute sind die Tore offen, der Eintritt ist, nicht zuletzt durch die Verbreitungsmittel, leicht geworden, was wiederum nicht bedeutet, daß alle auch von dieser Selbstverständlichkeit Gebrauch machen... Heute kann man ruhig in Frage stellen. Es wird dies manchmal, um die Präsenz des Vorhandenen zu durchdringen —, sogar gewünscht (Nur sollte man sich der Schwierigkeit bewußt sein). Alles wird transparent, daß man selbst leicht glauben könnte — oder doch im Glauben bestärkt wird — es auch (so) machen zu können. Sich einmal, vielleicht in einer dunklen Nacht oder am frühen Morgen, des Gebäudes zu bemächtigen<sup>1</sup> und den vermeintlichen «Thron» zu besteigen, am Rednerpult die Kunstreunde, die Gäste willkommen zu heißen und ihnen zu sagen — weil man es zuvorderst zu fühlen glaubt

(und wer glaubt es nicht zu fühlen, wenn er am See einen Sonnenuntergang sieht) —, was Schönheit<sup>2</sup>, was Kunst ist.

Die Kunst selbst (oder die Künstler?) versucht sich gegen dieses in der Tat recht naive Ansinnen zu wehren, indem er den zu mutig gewordenen sagt, daß es dieser Exklusivität gar nicht bedürfe... Daß ja *alles* «Gemachte» Kunst sei; sofern «vielleicht» nur der Wahrheitsgehalt echt sei.

Vielleicht ist aber auch die Forderung nach der Fähigkeit des Malers, der bei einem Bild das Thematische mit dem Formalen, das Zeichnerische mit dem Farblichen auf eine harmonische Weise zu verbinden habe, zur Illusion geworden.<sup>3</sup>

Kandinsky selbst, sprach von der «Inneren Notwendigkeit» des Künstlers<sup>4</sup>, also von einem gleichzeitigen Einsatz aller künstlerischen Ausdrucksmittel.

Heute gehen die Öffnungen weiter, werden noch offener, — indem es nämlich genügt, einen gefundenen Gegenstand aufzuheben und aufzustellen... und nicht einmal das ist mehr nötig: Denn selbst eine vielleicht nicht einmal gemachte Reise, mit nur vielleicht geschriebenen (unleserlichen) Reiseindrücken — die aber um der Klärung willen verbrannt —, als Asche übergeben werden, können Gültigkeit bekommen.<sup>5</sup>

Leere Stühle, durch die «Nicht-Form» eines gedachten Sitzenden können mehr Aussage sein, können in ihrer Konstellation erregen oder irritieren, ein Vergnügen bereiten... als, wenn jemand selbst (als «Da-Form») sitzen würde.

Es gibt heute unendlich viele Stümper, Scharlatane und Epigonen, die glauben, uns durch ihre abstrusen oder augenfällig verunklärenden versären künstlerischen Äußerungen in ihren Bann zu ziehen. Vieles am heutigen Kunstschaffen ist auf weiten Strecken wertlos, und unnötig; bloß eitles Sich-zur-Schau-stellen.

Vieles, was thematisch nach Freiheit riecht, was in der Idee vielleicht erregt, oder irritiert und Vergnügen bereitet, ist durch seine «Nicht-Form» der Darstellung, wie nicht gesagt, nicht getan: Es bleiben «geistige Spiele», die, wie in den Wind gesprochen oder geschrieen, beim leisen Zephir verstieben.

Vieles ernst gemeinte dagegen kann trotz gepflegtem, liebevoll handwerklichen Können oder innigster Versenkung ins Thema leer und oberflächlich erscheinen; und wird dazu meist, was für viele in künstlerischen Dingen hilflose Menschen typisch ist, sehr überschätzt. So fördert eine allgemeine Verwirrung eine Flucht ins Unprätensiöse, Geschmackvolle, Raffinierte, Sensible und visuell Ansprechbare: Bilder, die als sanfte Ruheketten unseren schöngestigten Augen und Sinnen wohltonen.

Dieser Zweig, um wieder auf die Idee der von Kompromissen durchsetzten Ausstellungstätigkeit zu kommen, sollte als große Aufgabe den zahlreichen sich gut durchgesetzten Galerien überlassen werden können. Dem Museum als öffentliche Institution<sup>6</sup> sollte weniger die Aufgabe zu kommen, von allen Seiten zur Förderung von nationalen (lokalen) Koryphäen aufgerufen zu werden mit der notgedrungen verbundenen Förderung nach lokalem Mittelmaß; in dieser Institution sollte es liegen, den Betrachter wieder fordern zu dürfen. Wobei als Grundsatz — diese Forderung — durch eine konkrete Fragestellung und klares Ausstellungskonzept spürbar sein sollte.

Dann sähe ich nicht ein, dass jeder ein Ignorant ist, der vom Kunstwerk eine innere Befriedigung, zumindest die Weckung des Wunsches nach Auseinandersetzung erwartet. Nun wird für eine fruchtbare Auseinandersetzung oft — vielleicht durch eine immer größere Perfektion und Abgeschlossenheit (Unantastbarkeit) der Ausstellungsmacher — der Boden entzogen. Es wird dem Betrachter fast zu leicht gemacht, durch die Säle zu schlendern, zu bewundern; fast wird er ja selbst hereingetragen. Den Katalog zu nehmen wird zum Spiel; man

hält ihn fast wie eine Geh-Hilfe — aufgeschlagen, oder an die Seite gepräßt. Im Hinausgehen stellt sich vielfach noch die quälende Frage, wo man ihn nun hinlegen soll.

Vielelleicht sollte man sich wieder bewußt werden können, daß ein Bild bilden kann, sofern wir uns formen lassen wollen. So könnte, wie das Geistige in der künstlerischen Formulierung dem Kunstwerk über das Manuelle hinaus seinen Gehalt verleiht,<sup>7</sup> das bewußt *Gesehene* dem Menschen Richtung und Maßstab weisen. Es kann das Leben ändern, es verändern.

#### Ausstellungskalender 1976/77

Im Sommer 1976 stehen sich Werke der Bündner Kunstsammlung, bereichert durch die Sammlung B, Ungarischer Kunst seit 1914 gegenüber. Im September bis November zeigt das Untergeschoß Flämische und Niederländische Malerei des 17. Jahrhunderts aus der Sammlung R. und E. Schöpke, mit dem Hauptakzent Edouard Vallet (1876—1928), in den übrigen Räumen des Hauses.

Im Dezember flüchten die unabhängigen Bündner Künstler vor der Übermacht der 40 Jahre GSMDA (Gründung der Sektion Graubünden) ins Stadttheater. Es sind also zwei anstelle der üblichen Weihnachtsausstellung zu sehen: einerseits die «Unorganisierten» im Stadttheater und die Maler, Bildhauer und Architekten im Kunstmuseum.

Zwischen dem Werk von Jean Dubuffet (Werkauswahl 1945—1975) und dem Architekten Werner Blaser (Prinzip einer Architektur) besteht kein einziger Berührungspunkt; (März bis April) in der diametralen Verschiedenheit ihrer Arbeiten spiegeln sich Gegensätze und Vielfalt künstlerischer Anschauungen unseres Zeitalters.

Das Blatt «Inverno» von Giovanni Giacometti lädt Ende März bis Mai zu einer Ausstellung: Giovanni Giacometti (1868—1933) «Das Graphische Werk» ein. Und gegenwärtig (im Sommer) läuft als große Schau die große Ausstellung: «Die Alpen in der Schweizer Malerei».

*Edouard Vallet (1876—1929)*  
Gedächtnisausstellung im Bündner  
Kunstmuseum.<sup>8</sup>

Trat man durch die Räume anlässlich der Eröffnung der Ausstellung, glaubte man zu einer Wiederentdeckung eines seit langem Vergessenen geladen zu sein:<sup>9</sup> Seltsam bekannt berührten diese Bilder, die dem Betrachter mit seltener Wucht gegenüberstanden. So wie diese Bildwelt sich von Raum zu Raum entfaltete, hatte man diese Landschaft, diese Menschen auch schon gesehen, glaubte sie mit diesen Augen gesehen zu haben.

Vielelleicht im Wind und Licht, in der Höhe, bei der Kapelle von Raron, an die Mauer gelehnt bei Rilkes' Grabstein.

Vielelleicht sind es Erinnerungen eines Weges, der «gebettet zwischen die bronzenen Hügel des Tales» hinaufführte, zu den Rosengängen eines kleinen Gartens. «Ein Tal, so breit und großartig mit kleinen Anhöhen ausgefügt im Rahmen der großen Randgebirge, daß dem Blick ein Spiel der reizvollsten Veränderungen, gewissermaßen ein Schachspiel mit Hügeln, fortwährend bereitet ist. Als würden noch Hügel verschoben und verteilt, so schöpfungshaft wirkt der

Rhythmus der mit dem Standpunkt jedesmal erstaunlich neuen Anordnung des Angeschauten, und die alten Häuser und Burgen bewegen sich in diesen optischen Spielen um so reizvoller, als sie meistens wieder den Hang des Weingeländes, den Wald, die Waldwiese oder das graue Gestein zum Hintergrund haben, ihm eingeignet wie die Bilder einer Tapisserie; denn der unbeschreiblichste (fast reglose) Himmel nimmt von oben her an diesen Perspektiven teil und beseelt sie mit einer so geistigen Luft, daß das besondere Zueinanderstehen der Dinge zu gewissen Stunden jene Spannung aufzuweisen scheint, die wir zwischen den Sternen eines Sternbildes wahrzunehmen meinen...»<sup>10</sup>

Und doch — eine Verschiedenheit macht sich breit, wie man sie an hohen Feiertagen begegnen kann, wenn Leute des Tales auf dem alten Platz bei der Kirche in der Festtracht zusammenströmen. Da zeigen sich zwei Gesichter: das melancholische, gottergebene Antlitz des Bergbauern und das heitere, sprichwörtliche stolze, der Bürger von Sitten in den alten Patriartrachten.

1908 zieht Vallet erstmals ins Wallis, zuerst nach Hérémence, dann nach



Selbstbildnis. 1910

Ayent bei Sitten, dann nach Savièse und schließlich nach Vercorin. In Savièse, wo seit langem eine Art Künstlerkolonie bestand, lernte er seine erste Frau, eine Genfer Malerin, kennen, die zu seinem Kummer schon mit 29 Jahren starb. Damals zog sich Vallet für längere Zeit ganz nach Vercorin zurück. Gewöhnlich arbeitete er den Sommer über in den hohen Bergdörfern, im Winter in Sitten; auch in die Umgebung von Genf kehrte er gelegentlich zurück, besonders seit die Töchter Schulen besuchten.<sup>11</sup>

In der herben Welt der Walliser Menschen, ihrer Landschaft und ihres urtümlichen Bauernlebens straffte sich die Kunst von Vallet. Hier war er in einen Wirklichkeitsbereich getreten, der ihm seine eigene Vorstellung vom Menschen im Rhythmus von Arbeit und Schlaf, im Zyklus von Geburt — Liebe — und Tod zur Sichtbarkeit brachte.

Für den Dichter des «Geistes», Rilke, bedeutete «Muzot» nur eine Station, eine ideale Arbeitsstätte, wie sie ihm, dem Privilegierten, auf dem Weg so häufig zufielen, für Vallet war es der Anfang einer Selbstverwirklichung, wie sie nur wenigen und nur starken Persönlichkeiten zufällt.<sup>12</sup> Hier, in der geographischen Abseitsstellung, fand er, der Einsame den Anschluß an die künstlerische Elite seiner Zeit.

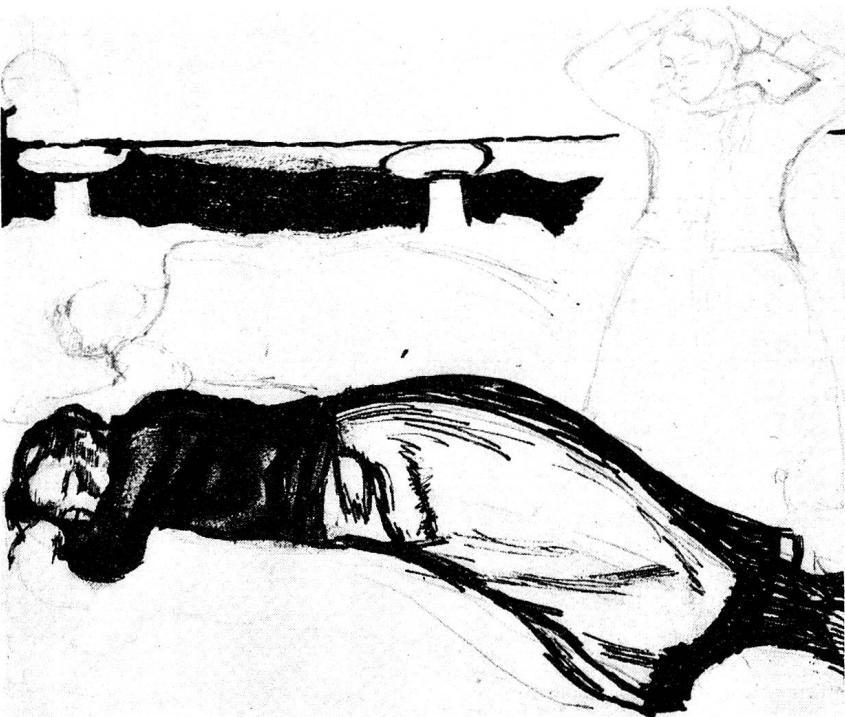
Trotzdem, und erst mit Rilke und auch Hodler zu sprechen: Vallet ist ein Schwerblütiger. Das entrückende Gefühl einer Gipfelschau hatte er nie gekannt. Noch war ihn das Gefühl der Freiheit eines Höhenfluges überkommen, das den Dichter 1922 zur mühseligen Verwirklichung der «Sonnette an Orpheus» führte. Ihn hat es immer wieder zu den steinernen Hängen getrieben, als ob er aus ihnen sein Schicksal hätte lesen wollen.

Er ist ein Schwermütiger, ein Liebhaber des Spätherbstes oder Vorfrühlings, der die Landschaft wie mit Steinstaub und verbrannter Erde malte. Die geschlossene Form und die kreidig gebrochene Farbe erlaubten es, die seelische Stimmung der «Existenzbilder Vallets» unmittelbar zu erleben.

Es besteht eine direkte menschliche Beziehung des Malers zum Motiv. So haftet zunehmend eine kreaturhafte Erdenschwere<sup>13</sup> den großen Einzelfigurenbildern an: Wie etwa der «servante valaisanne», der «batteuse de beurre» und der «cardeuse de laine». Sie gehören mit anderem dieser Zeit zu den Denkmälern der Schweizer Malerei des frühen 20. Jahrhunderts.

Und trotzdem erstaunt es nicht, so meine ich gegenüber Giov. Giacometti und Cuno Amiet, daß die etwas dekorativ kreidigen (dem Jugendstil verhafteten), teilweise auf eine doch stark restriktive Thematik des Modellhaften aufgebauten Werke etwas in das Licht folkloristisch heimatstümelnder Kunstbetrachtung gerieten.

In seinen zahlreichen Selbstbildnissen stellt sich der Maler in niedrigen



Jeunes femmes se reposant. 1927

engen Bildkammern vor, zwar mit trotzig insistierendem Blick (auf den Photographien in jüngeren Jahren wirkt er eher feinfühlig weiblich, mit fliehendem Kinn). Seine Augen blicken nahezu aggressiv und energisch, aber der Kopf berührt fast die Decke, der Spielraum ist so knapp bemessen wie in den Landschaftsbildern der Himmel über den Bergen. Unter dem gleichen Gesetz stehen die Bauern und Bäuerinnen, die er in Haus und Feld sieht: die drückende Schwere des Lebens beugt ihnen die Rücken, läßt sie auf Wiesen, ins Gras hinsinken und in schweren todesähnlichen Schlaf fallen. (Paysannes se reposant, femmes couchées, femme endormie.)<sup>14</sup>

*Jean Dubuffet  
Werkauswahl 1945—1975<sup>15</sup>*

Jean Dubuffet sagt in seiner causette 1947:

«Ce qui m'intéresse à moi ça n'est pas les gâteaux, c'est le pain...»

Um den, für einen Franzosen doch etwas außergewöhnlichen Geschmack abzuschwächen, fügt er noch bei: «Einmal von Zeit zu Zeit einen Kuchen zu verschlingen würde ich nicht nein sagen; aber es müßte ein kleiner, bescheidener sein, ein „Briosche“ als äußerstes, — welches sich aber noch des Mehls und des Backtrogs erinnert»...

Man denkt vielleicht an Ein-sich-wichtig-machen, indem man Selbstverständlichkeiten, auf der Hand liegende Verfeinerungen, die zur Kultur, zumindest zur französischen, gehören, nicht mehr wahrhaben will. Oder es könnte auch nur ein Spiel sein, wo alles ins Gegenteil gedreht wird.

Angenommen —, und warum wäre dieser Gedanke nicht weiter zu spinnen? Man würde von heute auf Morgen dem «Brot» den Vorzug geben und alles mit Kunst Verfeinerte und Schöne links liegen lassen, dann litten in dieser Welt nicht nur die Süßwarengeschäfte Not, sondern auch zum Beispiel vielleicht die Institutionen der Kunstmuseen, die Kunstkritiker usw. und letztlich fast alles für uns so berückend Angenehme.

Im Gegenteil könnte man leicht, und dies wäre durchaus im Geiste

der Salonavantgarde, ein «Kunstmuseum der Torten» einrichten, wo auf Regalen schön geordnet und ange- schrieben, vom Fruchttörtchen bis zu den Meisterwerken vorzüglichster Qualität der bedeutendsten in- und ausländischer Gestalter, alles vertreten wäre. (Die Bündnerischen wären ganz besonders kostbar — und demnach zu fördern.)

Zweifellos eine Augenweide — und versteckte Gaumenfreude sind die im dritten Stock präsentierten Fest- und Hochzeitstorten, wo man förmlich vom süßen Rosen-, Bittermandel- und Veilchenduft sich ermattet, auf

eine bereitgestellte Bank niederlassen müßte.

Von den bekanntesten Namen müßten Hauptwerke vertreten sein. Man könnte ganze Sammlungen anlegen, Kataloge herausgeben, Land- und Wanderausstellungen inszenieren..., die Möglichkeiten sind unabschätzbar.

Und ein wirkliches Museum, mit nur Brot? Dem gewöhnlichen, schwarzen, das man täglich auf dem Tisch vor sich hat? So daß man es wieder einmal anschaut? — Und das ist nicht auf große Freude gestoßen!

Für das hat sich Jean Dubuffet ent-



L'Africain. 1959

schlossen. Er hat so lange gegen alle Konventionen der Vernunft gekämpft, die Salonavantgarde angegriffen und Ästheten verunsichert, bis sein Werk selber zur stolzen Zierde des Kunstsalsons geworden ist. Dabei will er eine Ausstellung mit Bildern, die nicht das Außergewöhnliche lieben. Ihre Nahrung ist das Gewöhnliche. Je banaler etwas ist, umso mehr gefällt es ihm.

In seinen Bildern will er den Blick des ganz und gar durchschnittlichen Menschen wiederfinden. Der anti-ästhetischen, anti-kulturellen Haltung ist er treu geblieben. Für ihn hat die sogenannte Kultur viel mit Imitation und wenig mit Kreativität zu tun. So leistet sein Werk einen Beitrag zur Etablierung jener schöpferischen Stimmung, die nach Hundertwasser<sup>16</sup> — von der «geraden Linie», der Verarmung der Phantasie und der Gleichschaltung der Bedürfnisse in Frage gestellt ist.

Dubuffet, der erst mit 43 Jahren zur Malerei vordrang, gestaltet in ganz einfachen Laientechniken, und er will keine andern. Sie scheinen ihm zu genügen. Selbst bei der Gestaltung großer, prächtiger Feste hat er versucht, nichts den einfachen Möglichkeiten der gewöhnlichen Hand hinzuzufügen. Sie scheinen ihm umso kostbarer, wenn er nicht auf alle Register zurückgreift, die dem täglichen Leben fremd sind. Dann, so sagt er selbst, «wird ihre Tugend wirksam und unser Leben kann sich in ein wunderbares Fest verwandeln...»

Wohlverstanden spricht er hier von Festen des Geistes, den Festen der Launen und Delirien.

Nach dem Maler richtet sich die Kunst an den *Geist*, der seine «Sprache» zu verstehen sucht und nicht nur ausschließlich an die Augen. Viele glauben, daß sich die Kunst an die Augen richte, daß die Kunstdarstellungen tiefen, wohlig weichen Ruhekissen der Augen bestimmt sind. Aber das hieße doch der Aussage des Künstlers in armseliger Weise auszuweichen. Dubuffet zieht uns, indem ihn die einfachsten und gewöhnlichsten Dinge anziehen — alles liegt ihm vor der Nase und seinen Füßen —, zu uns selber zurück; so daß man alles

finden kann, ohne sich zu entfernen. Er wird zum Tourist einer besonderen Art, dem alles Malerische zuwider ist und, wo dieses am meisten fehlt, wird seine Begeisterungsfähigkeit, sein tiefes Empfinden wachsen.

Ein großes Mißverständnis wäre es anzunehmen, daß der Maler aus schwarzem Pessimismus heraus nur armselige Dinge aufzeigen will. Er will uns durch seine Werke darauf aufmerksam machen, daß alle diese Dinge, die wir für häßlich halten und denen wir darum ausweichen oder doch nicht mehr anschauen, «ebenfalls große Wunder sind». Auch ist hier nicht von Humor oder Satire die Sprache oder von Bitterkeit, Dubuffet gibt sich Mühe, die für uns unangenehm gehaltenen Gegenstände wieder zu rehabilitieren.

Er sagt selber, daß seine Arbeiten «Hymnen» seien. Eine klare Verehrung ohne allen Schwulst und alles Verstecken. Man muß ehrlich sein. Er will keine Schleier und keine falschen Wahrheiten. Ganz entblößt: «Alle Dinge müssen zuerst schonungslos dargestellt werden.»

Der Ursprung dieser malerischen Begabung ist unerklärbar. Jean Dubuffet war zuerst nach vergeblichen Versuchen als Maler Weinhandler, wie es die Traditionen der Familie gebot. Dann, mitten in einer erfolgreichen Geschäftstätigkeit, löste er sich von diesem Beruf und stellte Theatermasken her. Schon damals leitete ihn ein bezwingender Glaube, Wahrheit in den ungeschulten Erscheinungen zu finden; diese läßt ihn (der an der Akademie studiert hat) die Kunst einfacher Menschen untersuchen. Vielleicht ist diese instinktive Äußerung stark entstellt, wie eine verschlüsselte Botschaft aus dem Innersten des Menschen. Und es ist schwer, vielleicht auch unmöglich, die Hülle von der Gewalt dieses «Primitiven» zu durchdringen; den Maler kann sie als Schutz gegen die Außenwelt umgeben.

Mit der Kraft eines Mediums verbindet Dubuffet in seiner Kunst die fernste Vergangenheit mit einer nur für ihn sichtbaren Zukunft.

Und mehr als irgend ein anderer Maler bricht er voller Heftigkeit mit

den Konventionen des Traditionellen Staffeleibildes. Auch hat kein anderer europäischer Künstler nach Picasso und Beuys seinem Publikum im Laufe der Jahre soviel immer wieder neu bestürzende Andersartigkeit des Kunstwerks zugemutet. Im ganzen sind es bis heute (und der Künstler zählt 75 Jahre) dreißig abgrenzbare Werkkreise, die in konsequenter Regelmäßigkeit sich auf die Jahre von 1945 bis heute erstrecken.<sup>17</sup>

Diese im stofflichen Bereich wirksame Einbildungskraft bestimmt nicht nur die Arbeit mit dem «schweren» Malmaterial der Bilder (Gips, Sand usw.), sondern ebenso das Schwemmen, Tupfen und Zeichnen im Aquarell, das Malen mit Gouachefarbe, das Kleben von Zeitungsresten, von Schmetterlingsflügeln, von Baumrinden und Pflanzenblättern, von tuschbefleckten und mit Abdrücken versehenen Papierstücken, das Abklatzen von Gegenständen in nasser Tusche, das Zeichnen mit verschiedenen Stiften, mit Feder, Rohrfeder und Pinsel. Auch bei den Arbeiten auf Papier erfindet Dubuffet ständig neue Techniken des Farbauftrags und der Farbentfernung, der Zeichnung und der Ritzung. Die Bildung des Gestaltens an den Stoff, in dem es sich realisiert, bewahrt vor manieristischer Verselbständigung der Anekdote. In jedem Moment ist der Strich der Zeichnung als stoffliche Verkörperung der Imagination gänzlich er selbst, frei vom Zwang einer hereinblenden Vorstellung. Das «Bild» hat vor dem Akt des Zeichnens keine Existenz, in seiner ihm *spezifischen Aussagekraft* entsteht es erst aus dem, was der wild-explosive Strich oder die bedachtsame Rundung vollführen, aus ruhiger Fügung, labyrinthischer krauser Verknäuelung oder Zerstückelung und Zusammensetzung der einzeln gezeichneten Form.

#### Anmerkung

<sup>1</sup> Es kann auch Bestrebungen geben, die auf das Nächtliche verzichten...

<sup>2</sup> Nun hat schon Kant geschrieben: «Die künstlerische Schönheit ist nicht ein schöner Gegenstand, sondern eine schöne Darstellung eines Gegenstandes.»

- <sup>3</sup> H. Neuburg. Schöne und häßliche Kunst? In Kunstdnachrichten. 4.1967.
- <sup>4</sup> Cézanne (1839—1906) — la sensation —
- <sup>5</sup> Jochen Gerz. Documenta 77/Kassel.
- <sup>6</sup> Die Ausstellungen werden im Auftrage des Kunstvereins durch den Direktor des Kunstmuseums (Hans Hartmann) organisiert.
- <sup>7</sup> Als positivstes Beispiel unserer Zeit — in Klees Schaffen.
- <sup>8</sup> Diese durch B. Wyder zusammengestellte Ausstellung — auf Anregung von Hans Hartmann — wurde in Genf, Martigny, Chur (12. Okt. bis 17. Nov.) und in Schaffhausen gezeigt.
- <sup>9</sup> H. Hartmann. Katalog Edouard Vallet. Vorwort und in BZ, Vallet — monumental Maler des Wallis. 29. Sept. 1976.
- <sup>10</sup> R. M. Rilke (1875—1926) 25. Juli 1921; aus Brief an Frau Klossowska.
- <sup>11</sup> D. C. Edouard Vallet: Im Klostergarten. Beobachter.
- <sup>12</sup> Hodler in den Schweizer Alpen, Van Gogh in der Provence, Gauguin in der Bretagne und auf Tahiti, Modersohn-Becker in Worpswede, Kandinsky in Murnau.
- <sup>13</sup> H. A. Lüthy. Edouard Vallet heute. Katalog 1976.
- <sup>14</sup> Hs. Wiederbegegnung mit Edouard Vallet. NZZ 4. Mai 1976.
- <sup>15</sup> Bündner Kunstmuseum: Vom 5. März bis 3. April 1977.
- <sup>16</sup> Hundertwasser: «La ligne droite conduit à la perte de l'humanité» (Paris 1953).
- <sup>17</sup> H. Hartmann. Jean Dubuffet. Werkauswahl 1945—1975. Katalog, Vorwort.
- A. Franzke: Jean Dubuffet. 1976 Monographie. Beyeler.

seiner Umgebung; Nr. 75 — Lienhard, C. — Die Psocopteren.

Die Diatomeen (Kieselalgen) sind mikroskopisch kleine einzellige Algen, die durch zwei Kieselalgen, von denen die eine wie der Deckel einer Schachtel über die andere greift, geschützt sind. Sie leben im Wasser und tragen wesentlich zur Bereicherung desselben mit Sauerstoff bei. Im Nationalpark wurden 468 Formen, die 36 Gattungen angehören, festgestellt, was für ein verhältnismäßig trockenes Gebiet mit großen Klimaschwankungen erstaunlich ist. Darunter sind 20 Arten, die erstmals innerhalb der Schweiz nachgewiesen wurden.

Auch Bader, ein bewährter Basler Wassermilbenforscher, konnte bis anhin noch nicht entdeckte Arten feststellen, zugleich aber auch zur Klärung mehrerer unsicherer Arten beitragen.

Der bestbekannte Ameisenforscher H. Kutter stellte im Nationalpark und seiner unmittelbaren Nachbarschaft 41 Ameisen-Arten fest, im engeren Parkgebiet jedoch nur deren 29. Unter ihnen sind etliche sogenannte Sozialparasiten, die auf Kosten ihres Wirtes leben und unter Umständen sogar seine Existenz bedrohen. Ferner ist in den Nestern von Formica-Arten, wie zum Beispiel denen der Roten Waldameise, manchmal die Gastameise (*Formicoxenus nitidulus*) anzutreffen. Sie ist eine geduldete Einmieterin, die sich in jeder Hinsicht frei bewegen kann, ihre Brut in eigenen Kammern aufzieht, aber bei den Gastgebern fleißig um Nahrung bittelt.

Die Psocopteren (Staubläuse, Flechtlinge), mit denen sich Lienhard befaßt, sind eine kleine, wenig erforschte Insektengruppe, deren Arten hauptsächlich auf Bäumen und Sträuchern hausen, aber auch in bodennahen Vegetationsschichten, in Wohnhäusern, Scheunen und andern Gebäuden anzutreffen sind. Aus der Schweiz sind bis heute 89 Arten bekannt. Im Untersuchungsgebiet konnten deren 63, im eigentlichen Parkgebiet nur 26 nachgewiesen werden. 13 Arten sind neu für die Schweiz. Oberhalb der Waldgrenze (2200—2300 m) scheinen über-

## Naturkundliches

von P. Müller-Schneider

Die Natur ist so mannigfaltig, daß jeder, der sich an ihrer Erforschung beteiligt, jeweilen nur ein kleines Teilgebiet zu bearbeiten vermag, sofern er gründliche Arbeit leisten will. Dies geht auch wieder aus den neuesten naturwissenschaftlichen Veröffentlichungen, die Graubünden betreffen, hervor.

Im 97. Jahresbericht der Naturforschenden Gesellschaft lauten sie wie folgt:

1. B. Wartmann — Die Vögel des Prättigaus und ihre Höhenverbreitung.
2. A. Walkmeister — Beiträge zur Faunistik der Spinnen (Araneae) Graubündens.

Nach B. Wartmanns eingehenden Untersuchungen hat im Prättigau jede Höhenstufe ihre charakteristischen Vogelarten. Am Südhang konnte er deren 81, am Nordhang nur 69 nachweisen. Zudem steigen am Südhang viele Arten höher als am Nordhang, Schwarzspecht, Klappergrasmücke und Eichelhäher aber am Nordhang mehr als 200 m höher als am Südhang. Interessant ist ferner, daß Sperlings- und Waldkauz bisher nur am Nord-

hang nachgewiesen werden konnten. Eine gemeinsam mit H. Lenzinger und B. Zinnlauf erstellte Liste der bisher im Prättigau beobachteten Vogelarten enthält 110 Namen.

A. Walkmeister teilt mit, daß bis 1948 im Kanton Graubünden 354 Spinnen-Arten aufgespürt wurden. Dank seinem eifrigsten Forschen konnte er noch 8 weitere hinzufügen. Darunter befindet sich auch die äußerst seltene *Mecopisthes silus* (O. Pick - Cambridge), die in der Schweiz bis anhin erst einmal nachgewiesen wurde. Die Veröffentlichung ist durch zwei meisterhafte Illustrationen von T. Nigg bereichert, die uns den interessanten Körperbau der Spinnen anschaulichen.

In der Serie «Ergebnisse der wissenschaftlichen Untersuchungen im Schweizerischen Nationalpark» sind seit der letzten Chronik die folgenden Hefte erschienen: Nr. 72 — Wüthrich, M. — Les Diatomées; Nr. 73 Bader, C. — Die Wassermilben, 2. Nachtrag zum systematisch faunistischen Teil; Nr. 74 — Kutter, H. — Die Ameisen (Hym. Formicidae) des Schweizerischen Nationalparkes und

haupt keine Psocopteren vorzukommen. Am meisten Arten sind in den Föhren- und Fichtenwäldern anzutreffen.

Wer sich als Naturfreund für den Nationalpark interessiert, wird mit grossem Gewinn das neue im Ringier Verlag erschienene Buch «Der Schweizerische Nationalpark» von Parkverwalter Robert Schloeth studieren. Der Text ist für jedermann verständlich und prächtig illustriert.

R. Sutter wiederum beschreibt in der Zeitschrift «Natur und Mensch» eindrücklich die uralte Flora und die Vegetation der Greina. Infolge der Baumlosigkeit gleicht sie physiognomisch derjenigen des hohen Nordens. Unter den dominierenden Arten überwiegt aber das mittel- bis südeuropäische Element.

Der Chronist freut sich ferner auch, das Erscheinen der 2. Auflage seiner «Verbreitungbiologie der Blütenpflanzen» im Verlag des Geobotanischen Institutes der ETH, Stiftung Rübel, melden zu können.

Im 97. Jahresbericht der Naturforschenden Gesellschaft Graubündens befindet sich außer den schon erwähnten wissenschaftlichen Veröffentlichungen ein Bericht über das Bündner Naturhistorische Museum von Jürg P. Müller. Er enthält unter anderem die folgenden, ganz besonders erfreulichen Mitteilungen: «Am 27. September 1976 stimmte der Große Rat dem Antrag der Regierung um Gewährung eines Kantonsbeitrages von maximal Fr. 2 744 000.— an

die Kosten des Neubaus für das Naturhistorische Museum mit 92 zu 0 Stimmen zu. Die Referendumsfrist blieb ungenutzt. Die Kosten für den geplanten Neubau an der Ecke Mamsanerstraße/Brandisstraße sind auf Fr. 5 422 000.— veranschlagt. Rund Fr. 2 700 000.— übernimmt die Stiftung Blumenthal, die noch durch weitere Gönner gespiesen wurde.» Im übrigen erfahren wir, daß im Museum stets reger Betrieb herrschte. Einige Ausstellungen, die zum Teil auch an andern größeren Orten des Kantons gezeigt wurden, brachten viele Besucher. Die Neueingänge haben stark zugenommen. Ferner konnte die wissenschaftliche Tätigkeit gefördert werden.

Ein weiteres Naturhistorisches Museum ist auf Davoser Gebiet im Entstehen. Am 3. August 1976 fand nämlich die Gründung eines Vereins der Freunde des Bergbaues in Graubünden und der Stiftung Bergbaumuseum Schmelzboden Davos statt. Das Museumsgut soll im historischen Verwaltungsgebäude im Schmelzboden untergebracht werden. Auch eine Zeitschrift, betitelt «Der Bergknappe», die der Davoser Revue angegliedert ist, wird herausgegeben. Bereits ist die erste Veröffentlichung in Nr. 4 des Jahrgangs 1976 erschienen. Der Präsident des Vereins, H. Krähenbühl, berichtet darin viel Wissenswertes unter dem Titel «Aus der Geschichte des Bergbaus in Graubünden».

In den Zeitungen und Zeitschriften wurde auch bei uns im Jahre 1976

das hundertjährige Bestehen des Eidgenössischen Forstgesetzes gewürdigt. Mit Recht, denn es garantiert in unserer landhungerigen Zeit den ungeschmälerten Fortbestand der Wälder, die uns den Rohstoff Holz liefern, vor Naturkatastrophen schützen und als Erholungsstätten dienen. Um das Verständnis für den Wald noch mehr als bis anhin zu fördern wurden erfreulicherweise vielerorts Waldlehrpfade geschaffen. In Graubünden bestehen solche schon in Andeer, Disentis, Domat/Ems und Cazis.

Die Naturschutz-Organisationen kämpften zur Hauptsache für die Erhaltung der einzigartigen, durch die Führung der N13 bedrohten, natürlichen Flußlandschaft am untersten Hinterrhein, der Paßlandschaft Greina, die für die Wassernutzung wieder interessant geworden ist und gegen die Erschließung des Vorabgletschers durch den Bau von Bahnen für das Sommerskifahren. Ein Erfolg war ihnen am Hinterrhein beschieden, wo die Tunnellösung siegte. Erfreulich ist ferner, daß die Gemeinde Pontresina weitgehende Schutzmaßnahmen für das Val Roseg getroffen hat. Außerdem setzten sich die Jägerschaft und die Naturschützer gemeinsam für die Erhaltung des Wasserflugwildes ein, indem sie in Cazis und Fläsch neue offene Gewässer schufen. Sie haben damit auch vielen andern im und am Wasser lebenden Pflanzen und Tieren teilweisen Ersatz geschaffen für die während der letzten Jahre erlittenen großen Verluste an Lebensraum.

